

ro
ro
ro

Leseprobe aus:
Carola Stern
Doppelleben
(S. 19 - 32)



»Assmus«, ruft der Lehrer, und das Kind springt auf. »Vater?« – »Tot«, erwidere ich. Jedes Jahr, am ersten Schultag, schrieb der Lehrer die Personalien der Schüler in das Klassenbuch. Und jedes Jahr antwortete das Kind auf die Frage nach dem Vater mit einem lauten »tot«. Damals, in den Friedenszeiten zwischen beiden Kriegen, war es etwas Besonderes, ein vaterloses Kind zu sein, ein kleines Mädchen, dessen Vater starb, noch ehe es geboren worden war.

Ich hatte was zu sagen, was andere nicht zu sagen hatten. Ich unterschied mich, fühlte mich herausgehoben. Erwachsene strichen zärtlich über meine roten Haare. Erfuhr ich nicht mehr Sorge und mehr Liebe als andere Kinder? Und war das nicht alles diesem fremden toten Mann zu verdanken, der seinerseits etwas Besonderes, ein Bevorzugter sein mußte?

»Wen Gott liebt, den nimmt er früh zu sich« – im Kindergottesdienst erläuterte der Pastor die Abwandlung des Plutarch-Wortes. Das ging mich an; das war gemünzt auf Vater. Wer hat schon einen Götterliebbling als Erzeuger? Unerklärlich blieb, warum Mutter der Gottesliebe nicht teilhaftig wurde. »Dich muß er weniger lieben.«

Es war etwas Besonderes, vaterlos zu sein. War es auch schmerzhaft? Trauerte das Kind um seinen Vater? Schwerfällig versuche ich, die im Alter taub gewordenen Gefühle zu beleben. Doch nein, die Trauer, die mit mir geboren wurde, habe ich in meiner Kindheit nicht gespürt. Sie wuchs langsamer als Zähne, Haare, Verstand. Ohne selbst Trauer zu empfinden – um einen Menschen, den ich gar nicht kannte –, war ich doch umgeben von Trauer. Meine Mutter trug noch schwarze Kleider, als ich schon zur Schule ging. Sie war Ende Zwanzig, als mein Vater starb, und nur fünf Jahre seine Frau gewesen. Immer, wenn sie von ihm sprach, weinte sie. Ich war betroffen über ihre Tränen und wußte doch zugleich den Schmerz zu nutzen. Unter den Phantastereien des Kindes – Lügereien nannte sie die Mutter – fand das kleine Mädchen eine, die Mutter nicht bestrafen konnte: »Wo warst du nur so lange, Kind? Wo kommst du so spät her?« – »Ich war im Himmel.« – »So? Und was

hast du da gemacht?« – »Papa besucht. Es geht ihm gut. Er läßt dich grüßen.«

Ein Schlafzimmer ohne Vater. Im Ehebett des Mannes liegt die Tochter, kriecht unter Mutters Decke, schmiegt sich an. Da liegen sie nun beide unter seinem Bild, flüstern miteinander, wärmen sich gegenseitig, schlafen ein im Arm der anderen. In den Schubladen der Waschkommode sind Haarnadeln, lange schwarze, mit denen man im Sommer Obst entkernt, liegen Strumpfbänder neben Ösen, Haarschleifen in Rot und Rosa, Samtreste, glatte und gewellte Lockenscheren, die man in der Gasflamme fürs Ondulieren wärmt. Hinter Glas in der Vitrine als Andenken der Rasierpinsel des Toten. In den Schränken keine Unterhosen, keine Herrensocken, Hosenträger, Schnurrbarthaler. Wie stärkt man Manschetten? Wie wird ein Schlips gebunden? Wie mag ein nackter Mann aussehen?

Seit meiner frühesten Kindheit kenne ich den Krankheitsverlauf, die Wortwechsel mit dem Arzt, weiß von den letzten Stunden meines Vaters. Die Stationen der Hochzeitsreise meiner Eltern kann ich im Schlaf benennen: Potsdam, das Neue Palais, Sanssouci, der Park, die Pfaueninsel, Nikolskoe. Oder soll ich erzählen, wie mein Vater seine spätere Frau in ein Konzert einlud? »Tief wie das Meer soll deine Liebe sein«, sang der Sänger. »Wie finden Sie das, Fräulein Schwandt?« – »Wunderschön, Herr Assmus.« Otto Assmus griff zärtlich nach der Hand von Ella Schwandt.

Vaterlose Kinder kennen ihre Väter durch die manischen, nicht enden wollenden Erzählungen der Mütter, und sie gedenken ihrer Väter als Verklärte, als Idole. Im Unterschied zu anderen Männern, die ich kannte, war mein Vater niemals scharf oder verletzend, er war einfühlsam, liebenswürdig und besaß viel Zartgefühl. Sein gerader Charakter kannte keine schiefen Wege, und bis zu seinem Tod blieb er sich selber treu.

Wär's denn möglich, daß auch Otto Assmus mal seine Güte und sein Zartgefühl vergaß, aus der Haut fuhr, fluchte? Seine Tochter hörte nichts dergleichen. Auch die Onkel und die Tanten, und die Tanten ganz besonders, rühmten allesamt den Toten. Ja, selbst Fremde erinnerten sich seiner freundlich und mit Sympathie. Was

für ein Glücksgefühl, die Tochter eines solchen Mannes zu sein. Was für eine Freude, selbst noch heute, im Alter. Es war zwar schwierig, doch es hat mir auch gutgetan, mit einem solchen Vaterbild zu leben.

Warum heiratet die junge Witwe nicht ein zweites Mal? Ein halbes Jahr nach Vaters Tod schrieb sie in ihr Tagebuch: »Reinste Liebe führte uns zusammen, und es ist gewiß, daß es so ein wunderbares, heiliges Gefühl ein zweites Mal in meinem Leben nicht geben kann.« Woher weiß sie das? Vorsichtige Fragen der heranwachsenden Tochter werden ebenso beantwortet: Dieses Glück ein zweites Mal noch zu erleben – unvorstellbar. Mit einem anderen Mann im Ehebett – undenkbar. Auch sollte der Tochter die mütterliche Liebe ungeteilt erhalten bleiben. Und schließlich: Könnte man denn wissen, ob ein Mann es nicht vor allem auf das ererbte Fremdenheim abgesehen hätte?

Als ich sechzehn, siebzehn war, kam mir erstmals der Gedanke: Wäre doch der Vater noch am Leben – da für mich, da auch für die Mutter! Ich las in seinen Büchern, die im eichenen Bücherschrank und in Kisten auf dem Boden lagen. Klassiker-Ausgaben, Cäsar Fleischlein, Ellen Key, Bismarcks Erinnerungen, Schopenhauer. Ich sortierte Ansichtskarten, die der Junggeselle in Italien und der Schweiz gesammelt hatte, trug die kleinen Zettel bei mir, auf die der Vater Verse von Goethe, Inschriften, Zeilen Michelangelos geschrieben hatte. Wie hatte der Vater eigentlich gelebt, bevor er Mutters Mann geworden war? Das Abitur in Abendkursen nachgeholt, das Leben Friedrichs des Großen ausgiebig studiert, während der Soldatenzeit Fernkurse in Mathematik gegeben und dann, nach der Militärzeit, als »Zwölfender« Kreisausschußsekretär auf dem Landratsamt in Swinemünde – was für ein Glück müßte es sein, mit ihm zu reden, auch allein, ohne Mutter. Hatte er sie nicht oft auf gemeinsamen Spaziergängen belehrt? Ich versuchte, seine Stelle einzunehmen, erzählte Mutter von Friederike Brion und von Lilli Schönemann und was Wissenschaftler von Goethes Liebesleben hielten. Manchmal, wenn ich in ein Buch vertieft war, sagte Mutter: »Kind, wie du den Mund herunterziehst! Wie dein Vater!« Auch die Verwandten sprachen von der Ähnlichkeit. Ich hatte

seine Statur, seine Haare, die tiefen Falten zwischen Mund und Nase – ich entschied, *Vaters* Tochter, ganz wie er zu sein.

Die Elternrollen waren vertauscht: Gehorsam, Respekt verlangte hier allein die Mutter. Autorität und Willensstärke erschienen in weiblicher Gestalt. An den toten Vater banden sich Verständnis, Zärtlichkeit, Melancholie. Mit Mutters Schöpfung, die Idealgestalt des Vaters fest umschlungen, ging die Tochter nun gegen ihre Mutter an.

Von allen Schriftstellern, die versucht haben zu beschreiben, was ein vaterloser Mensch ersehnt und fühlt, kommt meinem eigenen Empfinden Kellers *Der grüne Heinrich* stets am nächsten. »Ich kann mich nicht enthalten, so sehr ich die Torheit einsehe, oft Luftschlösser zu bauen und zu berechnen, wie es mit mir gekommen wäre, wenn mein Vater gelebt hätte, und wie mir die Welt in ihrer Kraftfülle von frühester Jugend an zugänglich gewesen wäre«, läßt Gottfried Keller seinen Helden sagen. »Nach vielen Jahren hat meine Mutter wiederholt geträumt, der Vater sei plötzlich von einer langen Reise aus weiter Ferne, Glück und Freude bringend, zurückgekehrt, und sie erzählte es jedesmal am Morgen, um darauf in tiefes Nachdenken und in Erinnerungen zu versinken, während ich, von einem heiligen Schauer durchweht, mir vorzustellen suchte, mit welchen Blicken mich der teure Mann ansehen und wie es unmittelbar werden würde, wenn er wirklich eines Tages so erschiene. Je dunkler die Ahnung ist, welche ich von seiner äußeren Erscheinung in mir trage, desto heller und klarer hat sich ein Bild seines inneren Wesens vor mir aufgebaut, und dies edle Bild ist für mich ein Teil des großen Unendlichen geworden, auf welches mich meine letzten Gedanken zurückführen und unter dessen Obhut ich zu wandeln glaube.«

Wann zerrissen Wunsch und Illusion, auf der lebenslangen Suche nach der väterlichen Idealgestalt zu sein? – Als kindliches Anlehnungsbedürfnis zum ersten Mal als heiteres Ehezeremoniell erschien? Im Protest gegen den Ehemann, der in gutgemeinter Absicht aus seiner Frau etwas machen wollte, was der nicht gefiel? In der nachdenklichen Selbstbeobachtung einer weiblichen Selbständigkeit, deren herrische Züge matriarchalische Gelüste freilegen? – Mit dem Alter verblasen Götzentraum und Vatersehnsucht.

Dem ins Leben mitgenommenen Kinderwunsch, in dieser fremden, kühlen Welt umsorgt, geliebt zu werden, gesellte sich der Mut zu, selbst zu lieben. Der Mut? Ja, Mut, denn die früheste, vitalste Erfahrung eines vaterlosen Kindes bleibt, daß die Liebe und der Tod eng zusammengehören, schmerzlich fest gebunden sind. Aus dieser Urerfahrung wächst die Angst, den Nächsten wieder zu verlieren. Im Schlaf und mitten in der Arbeit, selbst beim ausgelassenen Trubel packt uns diese Angst, er könnte tot sein, der, den wir so lieben wie den Vater.

Meine Mutter, die Fremdenheimbesitzerin

Obwohl sie nie eine Stellung annahm oder in eine Lehre ging und in die entsprechende Rubrik des Meldebogens »Hausfrau« schrieb, lebt sie in meiner Erinnerung als Berufstätige, als Fremdenheimbesitzerin. Zusammen mit ihrer Schwester hatte sie von meinen Großeltern in Ahlbeck auf der Insel Usedom ein großes Gästehaus am Strand geerbt und verwaltete es zwei Jahrzehnte lang.

Von klein auf hat sie mich zur Selbständigkeit erzogen und mich gelehrt, mit Menschen umzugehen; mit den Leuten aus dem Dorf und mit den Städtern, die als Gäste kamen. Auf Enttäuschungen war sie gefaßt, weil sie sich, privat und im Beruf, keine Illusionen machte. Doch mochte sie die Menschen und kam gut mit ihnen aus. Frauen und auch Männer schätzten ihren Rat; sie spürten die Anteilnahme und Hilfsbereitschaft meiner Mutter. Wie jede gute Wirtin bildete sie einen lebendigen Mittelpunkt.

An meinem Schreibtisch sitzend, sehe ich sie vor mir, wie sie Briefe an die Badegäste schreibt, ihre Bücher führt und mit den Steuerunterlagen sowie den Stundungswünschen auch der Nachbarin beschäftigt ist, und wünsche mir, den Menschen so wie diese Fremdenheimbesitzerin in Erinnerung zu bleiben: freundlich und vernünftig, tüchtig und verlässlich, Anteil nehmend, Rat erteilend, gütig und geschätzt.

Als ich, ihr einziges Kind, geboren wurde, war meine Mutter neunundzwanzig Jahre alt und seit zwölf Wochen Witwe. Fortan

war ich ihr ein und alles, die Tochter des geliebten Mannes, die lebendige Erinnerung an ein kurzes Glück, ein Menschenkind zum Lieben und Verwöhnen. Sie war die liebevollste Mutter, die sich denken läßt. An ihrer Seite in dem früheren Ehebett wich die Angst vor dem Gewitter und der Sturmflut, vor Menschen und Gespenstern. Sie machte noch meine vielen Krankentage schön und setzte durch, mich auch im Krankenhaus zu pflegen. Später hörte sie mir zu, wenn ich *Minna von Barnhelm* deklamierte und ihr aus Hölderlins *Hyperion* vorlas. Dafür schrieb ich ihr zum Muttertag, daß sie meine beste Freundin sei. Bevor sie Weihnachten 1948 an einem Krebsleiden starb, trieb sie einen Hut und einen Mantel für die Tochter zur Beerdigung auf. Das war schwer in dieser Zeit.

Es ist so, wie die Psychologen sagen: Geborgenheit und Liebe in der Kindheit zu erfahren ist ein unschätzbare Gut im Leben. Mein Weltvertrauen und meine Kraft habe ich meiner Mutter zu verdanken.

Aber woher kommt der Zwiespalt der Gefühle, der Hader in der Erinnerung an sie? Liegt es daran, daß sich Mutters Liebe kaum offen in Zärtlichkeit ausdrückte? Umarmen, drücken, küssen, schmusen, zärtliches Gerede – so etwas tat man nicht. Es war nicht üblich in der Gegend, es lag nicht in der Zeit, und auch in der Familie war es unbekannt. Heute entbehre ich es doppelt: als kindliche Erfahrung und als eigene Fähigkeit. Wie gerne wäre ich zärtlicher zu meinem Mann gewesen.

Lag es an der frühen Witwenschaft, oder woher kam Mutters Prüderie? Ich erinnere mich an einen jungen Soldaten, der während des Krieges für ein paar Wochen bei uns einquartiert worden war und von dem ich eines Tages meinen ersten Kuß bekam – ein Erlebnis, das mich nachhaltig verstörte. Gewöhnt daran, in der Mutter eine Vertraute zu besitzen, der man alles sagen konnte, doch unsicher, wie sie das erste »Liebesabenteuer« aufnehmen würde, schrieb ich es beim Erzählen einer Freundin zu. Ein Kuß, ein flüchtiger, scheuer Kuß. Mutter sprach von »viel zu jung«, »die wird schon sehen«, Herumtreiberei, Unappetitlichkeiten. Es gab etwas, was wichtig, was erregend war und was ich mit meiner Mut-

ter, die »davon« schon lange nichts mehr wissen wollte, nicht berechnen konnte.

Doch der Hader hat nichts damit, sondern mit Mutters frühem Tod zu tun. Mitten in dem schmerzlichen Prozeß der Loslösung von ihr hat sie mich verlassen, ist einfach fortgegangen. Damals war ich Anfang Zwanzig und auf der Suche nach dem eigenen Ich. Da es schwer war, sich gegen meine Mutter zu behaupten, hatte ich mich früh nach einem Partner umgesehen, der mir dabei helfen sollte, und den toten Vater dazu auserkoren.

Was wußte sie denn eigentlich von unserer beider Lebensangst, von unserer Furcht, verletzt zu werden, von unserer Schwäche, der Empfindlichkeit? Sie konnte sich durchsetzen, wir nicht. Wir konnten träumend der Wirklichkeit entfliehen, sie nicht. Wir beide, der Vater und die Tochter, waren aus dem gleichen Fleisch und Blut, nicht sie und ich. Im Arm den toten Vater, so lief die Tochter gegen ihre Mutter an und suchte Selbstbehauptung.

Mutter entzog sich alledem durch ihren Tod. Sie hat mich nicht verstanden? Ach, das behaupten doch alle in der Pubertät von ihren Müttern. Wir waren zu verschieden und hätten uns auf Dauer trennen müssen? Einbildungen, Hirngespinnste! Jede Anklage löst sich in nichts auf. Jeder Vorwurf setzt mich nur ins Unrecht. Sie hat mich geliebt, ich habe es ihr nicht genug gedankt, ich war nicht gut genug zu ihr. Ich bin wehrlos gegen meine Mutter. Ich komme nicht von ihr los.

Eka, die Jungmädelführerin

Wir hörten es in den Nachrichten um 13 Uhr. Ich rannte sofort los, um es Onkel Hans zu sagen. Auch Tante Meta, Bäcker Spintig und Frau Mauksch erfuhren es von mir: »Onkel Hans sin Führer is nu dran.« Damals war ich sieben.

Die neue Zeit begann mit einem Fackelzug zum Bismarckturm. Dann hießen Onkel Hans und seine Freunde die Hakenkreuzfahne auf dem Gemeindeamt und sagten, daß wir jetzt die Sieger seien. Wenig später war von einer Mordliste die Rede, angeblich bei

Hausdurchsuchungen gefunden, mit der bewiesen werden könne, daß die Kommunisten alle alten Nazis aus dem Dorf ermorden wollten; Onkel Hans als sechsten. Wochenlang zitterte ich vor Angst, fürchtete jede Nacht ein kommunistisches Todeskommando vor der Tür. Kommunisten, davon war ich überzeugt, schreckten nicht davor zurück, auch Kinder umzubringen. Ich verwechselte Verfolger und Verfolgte.

Auch Sieger und Verlierer klar zu scheiden, fiel mir schwer. Während wir A und O auf unsere Tafeln malten, flüsterte Lehrer Christian Fräulein Illich zu: »Die Nazis sind doch grüne Jungs« – ein von mir aufgeschnapptes dunkles Wort, das deshalb großen Eindruck auf mich machte und mit dem ich Onkel Hans, dem Sieger, imponieren wollte. »Du bist ein grüner Junge.«

Noch ehe das Jahr zu Ende ging, waren alle sozialdemokratischen Lehrer vom Schuldienst suspendiert. Die aktivsten Kommunisten aus dem Dorf wie der Bierfahrer Krüger wurden abgeholt und kamen ins KZ.

Ich hatte nun nicht länger Angst, von kommunistischen Banden umgebracht zu werden, und durchlebte die normalen Tragödien siebenjähriger Mädchen. Unsere Lehrer waren pommersche Schulmeister mit Kneifer, Borstenhaar und blauen Leinenjacken. Schlegel drehte den Jungen mit Daumen und Zeigefinger das Backenfleisch so lange rum, bis sie laut schrien. Andere schickten uns – »Kopf zur Wand!« – in die Klassenzimmerecken. Friedrich hob bedächtig unsere Röckchen und schlug dann kräftig mit dem Weidenstöckchen auf die rosa Makohöschen.

Der Sitzenbleiber Tüter-Johann zerschlug mir meinen Lebensplan. Ich hatte mich mit fünf entschlossen, Tänzerin zu werden, und mit sieben, dies öffentlich bekannt zu machen, zuerst mal in der Klasse. »Mensch, dat jeiht ja jor nich!« – »Mensch, warum denn nich?« – »Na, Mensch, wegen dine krummen Been!« Der richtige Schock kam dann zu Hause, vor dem Spiegel. Ich möchte noch heute schluchzen.

»Rote Haare, Sommersprossen sind auch deutsche Volksgenossen!« neckten mich die Jungen. Ich beschloß deshalb, wenigstens die Sommersprossen loszuwerden. Im Reklameteil der *Koralle* sah

man das geteilte Antlitz einer ondulierten Dame, links mit Sommersprossen, rechts ganz ohne. Das hatte die Creme »Schwanenweiß« bewirkt. Doch weigerte sich meine Mutter, dafür drei Mark herauszurücken. Auf den Rat von Mutter Dicksch entschloß ich mich, den Vollmond anzubeten, und ging um Mitternacht rückwärts aus dem Haus zum Strand, kniete nieder und murmelte den Zauberspruch. Doch ähnelte ich weiter der linken Hälfte der *Koralle*-Frau. »Laß man, min Kind«, tröstete Zirp Meißner, »dat is Möwenschiet.«

An den Rockzipfeln von Onkel Hans litt ich sehr darunter, wegen Schwächlichkeit und Krankheit nicht »zum Dienst« zu dürfen. Je länger ich ausgeschlossen blieb, um so mehr verklärte sich »der Dienst«. Glücklicherweise ging ich zu meinem ersten Heimabend bei den Ahlbecker Jungmädeln. Wir saßen auf langen Bänken um einen großen Tisch und lernten das Lied vom Kleinen Trompeter, einem lustigen Hitlerjungen, von Rotfront hinterrücks erschossen und von denen, die ihn am liebsten hatten, still ins Grab gesenkt. Jedesmal beim Kehrreim übermannte mich die Rührung: »Leb wohl, du kleiner Trompeter, wir hatten dich alle so lieb . . .« Kein Jungmädlein ahnte, daß der Kleine Trompeter, eigentlich zum Sangsgut der KPD gehörend, ein Genosse war, Rotgardistenblut in seinen Adern hatte und ursprünglich von den Nazis hinterrücks erschossen worden war.

Schnell kam ich dahinter, daß ich dem Idealbild unseres Führers von deutschen Frauen und Mädchen nicht gerecht werden konnte. Dazu fehlte mir das Saubere, Schmucke, das Adrette. Dazu waren zu oft Essensreste auf meinem Uniformrock, dazu war zuviel Dreck unter meinen Nägeln. Auf Fahrt gehen – ja, aber Decken falten, Betten bauen, basteln, Kanon singen, häkeln, stricken, das war nicht mein Fall. Auch war ich zu sehr auf einen Solo-Ausdrucks- tanz mit zum Himmel hochgereckten Armen versessen, um an Volkstänzen wie »Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion« sonderlich Gefallen zu finden. Die Jungvolkungen forderten meist auch andere Mädchen auf. Der Schlagball verwandelte sich in meiner linken Hand in eine schwere Kugel, die ich, das Wurfsystem bis heute nicht begreifend, zwölf Meter in die Gegend schmiß.

180 Punkte für die Silbernadel bei den Sportwettkämpfen habe ich nie erreicht. Ich war ein furchtsames, unordentliches, unsportliches, altmodisch angezogenes Mädchen, doch unübertroffen in der Kunst, Handicaps durch Talente wettzumachen. *König Droselbart* als Stegreifspiel zu inszenieren, patriotische Gedichte aufzusagen, Heldensagen der Germanen zu erzählen, zur Erheiterung auch auf sächsisch – darin war ich eine Nummer. Vor allem aber übertraf ich andere Kinder durch meine bescheuerte Gläubigkeit, durch meine Seligkeit, anerkannt zu werden, dazuzugehören, mit dabeizusein.

1936, im Olympiajahr, waren fast alle, die ich kannte, für den Führer. Meine Mutter war dafür. Weil Schwager Hans und andere Arbeitslose nun »endlich von der Straße« kamen, überwand sie anfängliche Bedenken gegen »den Proletarier« Hitler, trat der Frauenschaft und mir zuliebe auch dem Reichskolonialbund bei. Opa Schwandt hatte nämlich als Matrose auf der *Elisabeth* sowie irgendeinem Kanonenboot auf Samoa und in Deutsch-Südwestafrika die schwarzweißrote Flagge hochgezogen und seiner Enkeltochter so zu ihrem neuen, zweiten Lebensziel verholfen: Farmen in Deutsch-Südwestafrika. Klar, daß uns Hitler die Kolonien zurückholen würde.

Unser Pastor war dafür. Am 1. Mai schritt er im Ornat und mit Gebetbuch die breite Treppe der neu erbauten Thingstätte zum Gottesdienst herab. Als deutsche Truppen in Österreich einmarschierten, riefen die Glocken zum Dankgottesdienst in unsere Kirche. »Großer Gott, wir loben dich« sang die Ahlbecker Gemeinde.

Viele Ausländer waren dafür – so jedenfalls sah es für mich auf den Bildern von der Olympiade aus. Unsere Badegäste waren dafür oder behaupteten es zumindest. Sie bauten Burgen und steckten Hakenkreuzfähnchen in den Sand.

Die Geschäfte an der Seestraße florierten. Nur hinter den Fenstern des Konfektionsgeschäfts gegenüber der Molkerei hingen gelblich-graue Leinentücher. Herr Mührberg, der Besitzer, war mit seiner Familie nach Palästina ausgewandert. Rosemarie Mührberg, die Klassenkameradin, holte ich morgens auf dem Schulweg ab. Bis zu ihrem letzten Tag im Dorf? Nein. Und davor auch nicht

mehr. Wenig später, am Morgen nach der Schreckensnacht, standen wir schaulustig vor der angezündeten Swinemünder Synagoge, zwischen den umgeworfenen Grabsteinen auf dem jüdischen Friedhof. Empfanden wir Mitleid, Scham, Entsetzen? Nichts von alledem.

1936 kam ich auf die Swinemünder Oberschule. Unsere Lehrer haben uns politisch weder angefeuert noch ernüchert. Dafür hatten sie zuviel mit sich selbst zu tun. Unsere Klassenlehrerin, die Studienrätin Fischer (Religion, Geschichte, Deutsch), und ihre Freundin, Fräulein Hoffmann (Biologie, Physik, Chemie), Damen um die Fünzig, mühten sich, gute Christinnen zu bleiben und ihre Existenz nicht zu gefährden. Später erzählte mir das neunzigjährige Fräulein Fischer, wie es ihr in der Nazizeit ergangen war.

Am schwersten fiel unserer Klassenlehrerin der Geschichtsunterricht, eines ihrer Hauptfächer schon im Kaiserreich und in der ersten Republik. Germanen zu verherrlichen, Juden zu diffamieren und die Deutschen als Herrenvolk zu feiern, fiel der gläubigen Christin schwer. Als die Direktorin ihr erklärte, daß sie ihren Bibelkreis für Mädchen aufgeben müsse, weinte Fräulein Fischer. Manchmal dachte sie daran, einfach aufzuhören, aber dann machte sie doch weiter. Fräulein Fischer hatte Angst.

Wir wußten damals nichts von dieser Angst. Meine Vorbehalte gegen sie, und zwar hauptsächlich während des Deutschunterrichts, hatten auch nichts mit ihrer mangelnden nationalsozialistischen Gesinnung zu tun (»Na gut, die Fischer ist religiös«), sondern mit ihrer Weigerung, mit mir gemeinsam von der Erde in den Dichterhimmel abzuheben. Ich deklamierte innig den Kerkermonolog des Gretchen, Annemarie Fischer verwies auf die Folgen von Liebesabenteuern ohne Gottes Segen. Ich hauchte Hölderlin »Dir ist, Liebes, nicht einer zuviel gefallen«, Fräulein Fischer kam mit Wilhelm Raabe: »Sieh nach den Sternen, gib acht auf die Gassen«. Ich hielt das für den empörenden Versuch, unsere Gefühle niederzulegen zu wollen. Außer Deutsch hat mich in der Schule kaum etwas interessiert.

Mittags radelte ich schnell nach Hause in mein eigentliches Leben. Meine Mutter war Frauenschaftsleiterin im Dorf geworden

und ich mit meinen zwölf Jahren Führerin der Ahlbecker Jungmädels. Das hob mein Selbstbewußtsein. Nun fühlte ich, die Fahr-schülerin vom Dorf, mich meinen Mitschülerinnen, Tennis spielen-den Töchtern von Marineoffizieren, Rechtsanwälten und Ärzten aus der Garnisons- und Kreisstadt zumindest ebenbürtig, wenn nicht überlegen.

Traurig lächelnd erinnere ich mich, wie sich die verhinderte Tänzerin als Backfisch wieder Bretter suchte, um das Glück des Auftritts zu erleben, und sei es auch in einer Farce. Hundert Mädchen auf dem Sportplatz angetreten. »Achtung! Stillgestanden!« schrie Gertraude Peterleuss. Dann kam ich. »Jungmädelsgruppenführerin, ich melde dir, hundert Jungmädels angetreten!« – »Danke! Rührt euch!« murmelte ich lässig. Dann setzte ich mich an die Spitze der Kolonne und zog mit ihr, Hitlerlieder singend, durch das Dorf.

Meine eigentlichen Auftritte hatte ich in Räumen; in Klassen-zimmern bei der Verleihung von Halstuch und Knoten an die Kleinen, im Gemeindesaal bei der feierlichen Überführung der Vierzehnjährigen in den BDM. Anfangs sagte ich Gedichte auf, mit vierzehn hielt ich in Anlehnung oder auch mit Abschrift von Schirach, Goethe, Miegel, Baumann, Fichte selber Reden. Kindlich-pastoral rief ich Worte in den Saal wie heilig Vaterland und deutsche Erde, ewig, edel, Treue und der Toten Tatenruhm, das geloben wir, o Deutschland – bis Frau Koenen, bei der ich Nachhilfe in Englisch hatte, Tränen kamen. »Frau Assmus, Ihre Tochter spricht zu schön.« Den Führer zu sehen oder im Radio zu hören, ernüchterte mich eher. Vor seinem Ölgemälde quaste es sich leichter. Ich erhob mich und andere. Ich produzierte mich.

Konnte ich so reden, weil ich nichts wußte? Wir wußten mehr, als wir zugeben mochten. Aus der nahen Kaserne kam der Freund der Freundin und erzählte von dem jüdischen Adoptivvater, der ins KZ gekommen sei. Ob wir nicht ein Gesuch an den Führer richten könnten? Bierfahrer Krüger war noch immer nicht aus dem KZ zurück. In Berlin kannten wir den jüdischen Hausmeister im Haus von Onkel Karl und Tante Liesbeth, der nur deshalb noch nicht abgeholt worden war, weil seine Frau keine Jüdin war. Eines Tages,

während des Krieges, wurden die beiden alten Leute doch noch ins KZ gebracht. Wenn wir die Opfer kannten, empfanden wir mit ihnen Mitleid. Doch das blieb folgenlos. Zwei-, dreimal versuchte ich, mit einem älteren Menschen über die Konzentrationslager zu sprechen. Niemand bestritt, niemand verteidigte – Achselzucken, Schweigen oder »Der Führer weiß das nicht«. Eine unbewältigte Gegenwart ging unserer unbewältigten Vergangenheit voraus.

O nein, wir waren keine mit allem einverstandenen Jubel-Deutschen. Auch wir, die Nazis, hatten unsere Vorbehalte und fragten manchmal sorgenvoll nach Anstand und nach Sitte. Es gab da so Gerüchte, daß der Ley soff und die Frau des Ministers eine Tingeltangel-Tänzerin gewesen sei. Und betrog nicht Goebbels seine Magda? Nach dem Abzug junger SS-Leute, die vor dem Überfall auf Dänemark und Norwegen bei uns einquartiert worden waren, fanden wir in den Zimmern zurückgelassene Flugblätter, unterschrieben vom Reichsführer SS, mit denen die jungen Männer aufgefordert wurden, angesichts des deutschen Schicksalskampfes auch ohne Trauschein Kinder für das Deutsche Reich zu zeugen. Das ging zu weit, befanden wir. Während täglich Tausende umkamen, führten meine Klassenkameradinnen und ich Moraldispute, ob man bis zur Ehe »rein bleiben« müsse.

Ich war ein Durchschnittsmädchen, nicht besser und nicht schlechter als so viele. Im Elfenbeinturm mit Hölderlin-Gedichten – andächtig, überschwenglich, ganz Gefühl. Und außerhalb des Turms: Kopf zur Seite drehen, Augen verschließen, tumbe Gläubigkeit. Diese Herzenskälte gegenüber Menschen mit dem Judensterne, Kriegsgefangenen, sogenannten Fremdarbeitern!

Im Herbst 1944/45 zogen lange Flüchtlingstrecks von Ostpreußen und Hinterpommern über unsere Insel weg nach Westen. Im März hörten wir zum ersten Mal Geschützlärm von der nahen Front. Russische Truppen bildeten einen Kessel, in dem auch unsere Insel lag. Meine Mutter ging nun wöchentlich zweimal in den Wald, um bei dem verkrüppelten Ortsgruppenleiter zusammen mit anderen Frauen schießen zu lernen. Am 20. April schöpfte sie noch einmal Hoffnung. Im Rundfunk sprach Goebbels: »Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch!« – »Kind«,

sagte meine Mutter, »glaubst du etwa, der Mann belügt uns? Jetzt, in dieser Stunde! Zu Führers Geburtstag! Nein, nein, jetzt kommen die Wunderwaffen!« Aber es kamen die Russen.

Mehrere unserer Lehrer nahmen sich das Leben. Männer aus dem Dorf wurden abgeholt, einige starben in Lagern. Wir wurden enteignet. Auf meinem einstigen Schulweg, links umrahmt von Dünen und der See, rechts von Kiefern und Wacholderbüschen, steht jetzt ein hoher Zaun. Hinter den letzten Häusern unseres Dorfes beginnt Polen mit seiner Grenzstadt Świnoujście.

Überlebensstrategien

»Man hat keinen Begriff von den Spitzenleistungen
der Schlaueit und des psychologischen Scharfsinns,
deren der Mensch fähig ist,
wenn er in die Enge getrieben wird.«

Czesław Miłosz, Verführtes Denken